

# ONDJANGO

EIN ANGOLANISCHES TAGEBUCH

JÜRGEN LESKIEN

# Impressum

Jürgen Leskien

**Ondjango**

**Ein angolantisches Tagebuch**

Für Christine und Johannes

ISBN 978-3-86394-743-9 (E-Book)

Die Druckausgabe erschien erstmals 1980 im Verlag Neues Leben Berlin

Gestaltung des Titelbildes: Johannes Leskien

© 2014 EDITION digital®

Pekrul & Sohn GbR

Alte Dorfstraße 2 b

19065 Godern

Tel.: 03860-505 788

E-Mail: [verlag@edition-digital.com](mailto:verlag@edition-digital.com)

Internet: <http://www.edition-digital.com>

# 27. September

*Ein Berg kommt nicht zum anderen, aber die Menschen treffen sich*

Spruchwort aus dem Umbundo

Nun ist es so weit.

Erst habe ich es geträumt. Dann habe ich es mir schreibend, als Vision, ins Zimmer geholt, anderen, als Traumbild, davon erzählt. Dann habe ich es gewollt, ganz heftig habe ich es gewollt und fand Freunde, die mich in dieser Sehnsucht sehr gut verstanden.

Was ich hatte tun können, hatte ich dafür getan.

Nun ist es so weit.

Eine Insel des Lichts und der Farbe, dieses Flughafengebäude inmitten der Spätsommernacht.

Ich trete durch das Portal. Piktogramme fordern auf, sich auf den sachlichen Vorgang der Abfertigung zu konzentrieren. Der Einzelmensch wird auf den Begriff PASSAGIER reduziert. Es geht darum, die richtigen Leute in die richtigen Flugzeuge zu sortieren.

An einem Schalter reiche ich den Angestellten meine Papiere. Sie sehen nicht mich, sie sehen mein Passbild, und sie sehen mein Gesicht. Sie vergleichen und sind zufrieden. Weiter in der Reihe. Jetzt werde ich für die Statistik interessant und für den zweiten Flugzeugführer unserer Maschine, der mein Lebendgewicht zur Kenntnis nehmen muss, um es in der Summe des Startgewichts dem Kommandanten zu melden, es dem Navigator mitzuteilen, damit dieser aus der Tabelle die rechte Abhebegeschwindigkeit unseres Aeroplans herausliest.

So unbedeutend ist der Einzelne also doch nicht, und es wäre vermessen, sich zu wünschen, dass die Hostessen gerade heute Engelsflügel tragen, frauliche Sanftheit zeigen, sich für mich ein besonderes Lächeln zurechtgelegt haben. Für mich, speziell für mich, der ich das erste Mal nach Afrika fliege.

Man fliegt hier andauernd irgendwohin. Das ist der Sinn der Einrichtung. Emotionale Beteiligung dieser jungen Frauen an meinem Unternehmen zu erwarten, jetzt nachts kurz vor eins, in einer Zeit also, in der man gewöhnlich noch oder wieder in den Armen eines Mannes liegt, in der man endlich seinen Dormutil-Schlaf gefunden hat, in der man, traum- und problemlos, in den neuen Tag hineingleitet - das ist wohl recht verstiegen.

Und doch gab es bei einer ein Blitzen im Auge, einen verzögerten Lidschlag. Die Schlanke war es, die mit den Bordkarten in der Hand.

Im Blechgehäuse ein Gedränge wie in der Siebzehnuhrstraßenbahn. Die alten Füchse sitzen

schon auf den richtigen Plätzen. Nicht vor dem Lärm der Triebwerke, hüte dich vor einem Platz über den Tragflächen, dann kannst du auch gleich mit der U-Bahn fahren ...

Dann klemme ich in meiner Sitzmulde, vor den Tragflächen sogar.

Zwei Uhr fünfzehn - Start. Zuvor das Übliche. Begrüßung, Ermahnung, die Gurte. Dankeschön.

Vier Triebwerke schieben das Silberschiff durch die Nacht. In ihm aufgereiht fast zweihundert Leute, die nach Algier wollen, nach Lagos oder Luanda. Zum anderen Kontinent, der zwischen dem Atlantischen und dem Indischen Ozean schwimmt.

Wieder die Frage, wie wird es sein, dieses Afrika, dieses Angola? Heiß sicherlich und groß, voller schwarzer, fremder Gesichter, mit Palmen, so zahlreich wie bei uns die Kiefern, und mit merkwürdigen Sitten und Gebräuchen.

Angola, Land in revolutionärer Bewegung, unabhängig, mit den frischen Narben des Befreiungskampfes.

Irgendwo in den Sitzreihen ein gutes Dutzend junger Männer, die wie ich nach Luanda wollen, von dort weiter nach Uige, in die nördliche Kaffeeprovinz.

Ich schaue mich um. Man döst vor sich hin und raucht.

Die Aufforderung zum Anlegen der Gurte weckt mich.

Algier. Landung nach drei Stunden Flugzeit.

Afrika empfängt uns mit Regen und mit neunzehn Grad. Ich stecke fröstelnd die Nase in den Flugplatzwind und ziehe mich in den Transitraum zurück. An unserem Flugzeug wird gearbeitet. Zwischen den Wolken der umgekippte Mond, mit den Spitzen nach oben. Wenigstens er zeigt uns das Anderssein dieses Stückchens Erde an.

Mit neunhundertfünfzig Kilometern in der Stunde hat es uns von Europa nach Afrika geschleudert. Italien haben wir in Wadennähe des Stiefels überflogen (ich denke mir, das war in weniger als fünfzehn Minuten erledigt), und Sardinien war nicht mehr als ein Ansteuerungspunkt in der Luftstraße zur nordafrikanischen Küste.

Ich mag dieses übergangslose Verpflanzen nicht. Ein von Menschen ausgedachter Apparat bringt uns in nicht sehr menschengemäße Zwänge.

Ich aber möchte Veränderungen, wenn ich sie schon nicht selbst mit herbeiführen kann, wenigstens sehen, sie hören, sie schmecken, sie fühlen, um sie als solche zu begreifen.

Vollendete Tatsachen wie dieser schmale Mond, das ist mir zu wenig, da fühle ich mich unterfordert, als Mensch nicht ernst genommen.

Nur: Gegen wen renne ich an?

Denkbar wäre eine Fahrt mit dem Ruderboot von Trieste nach Algier mit Landschaften steuerbords und backbords (sehen!), mit Wind (hören!), mit Gischt der Wellen im Gesicht (schmecken!) und mit dem Sonnenuntergang vor Cap Boutgaraun (fühlen!). Aber das würde dauern, und mir scheint, es gibt Wichtigeres.

Kurz nach sieben Start. Die Sonne steht hoch am Himmel. Den Horizont zieren die ersten Gewitterwolken.

Rote Maurersocken mit der Aufschrift INTERFLUG werden ausgegeben. (Wie weit käme man damit in der felsigen Nordsahara?)

Ich tausche Schuhe gegen Füßlinge, ziehe die Beine an und schaue ins Wörterbuch.

Guten Tag - *bom dia*

guten Abend - *boa noite*

danke sehr - *muito obrigado*

bom dia - boa noite - muito obrigado.

Ärger über meine Unfähigkeit, mir den Mantel einer anderen Sprache kleidsam überzuziehen, es reicht immer nur zum Feigenblatt.

Das nationalistische Trostpflasterchen lockt: Wer spricht schon PORTUGIESISCH?

Immerhin: Portugal und Brasilien, Angola, Mocambique, Guinea-Bissau, Sao Tomé und Príncipe; Goa, Daman und Diu, Macao und Osttimor.

Immerhin beherbergt dieser Sprachraum annähernd so viel Menschen wie die deutschsprachigen Länder DDR, BRD, Österreich und die Schweiz zusammen.

Die Falten des Atlasgebirges. Schattenlos gleiten wir über die Schründe. Denkbar wäre: Die Sonne projiziert die Kondensstreifen unseres Flugzeuges in die Täler dieses Gebirges. Die vierzeilige Handschrift unseres Jahrhunderts mischt sich mit den Felszeichnungen unserer Vorfahren, dort unten an den granitene Wänden.

Charles Darwin: Afrika, die Urheimat der Menschheit.

Erst jüngst neu belegt. Die 1968 in der Nähe des Victoriasees entdeckten menschlichen Fossilien werden auf ein Alter von über zwei Millionen Jahren geschätzt.

Nun ja, zwei Millionen Jahre.

Lang gestreckte Sanddünen, scholliges Land, sattes Ocker. Überfliegen von In Salah. Trotz

der Höhe ist das Flugfeld zu erkennen. Ob Exupéry von hier die lebenswichtigen Funksignale empfing, als er vor fünfzig Jahren unterwegs war auf seiner Posttour von Toulouse nach Dakar? (Weiter westlich zwar, über Marokko, dem Aufstandsgebiet, wie er es nannte, um sich zweimotorig ausgerüstet nach Senegal durchzuschlagen.)

Atollartig heben sich Dünen aus der Ebene - riesige leere Staubbecken.

Ja, es stimmt, die Sahara ist blond, mitunter ist sie blond.

Mit den rechten Tragflächen haben wir Mali gestreift und überfliegen nun Niamey.

Unter uns der Niger, breit wie die Donau bei Dunakeszi. Über Benin weiter in Richtung Nigerias Hauptstadt Lagos.

Sinkflug. Wolken, aber zwischen den Wolken kräftig grüne Flächen. Nun schon einzelne Bäume. Ja, es sind Palmen!

Neben der Landebahn, an der Schwelle der Piste ein Zelt, eine Flak, deren Mündung sich die anfliegenden Maschinen beguckt. Kein gutes Gefühl.

Landung. Lagos. Das Luftkreuz von Nord nach Süd, Oase auf dem langen Ritt der Jets von Südamerika über den Atlantik zu den Küsten des Indischen Ozeans. Chaotisches Flugzeuggewimmel auf dem Terminal.

Große Silbervögel, die das Heck neunzig Grad zur Seite klappen, um die Container besser schlucken zu können. Dazwischen zweistrahlige Westentaschenflugzeuge, mit denen man gleich mal nach Accra hinüberspringen kann.

Flugzeuge, wie Hängebauchschweine, in knalligem Orange. (Dass die Dicken sich immer so falsch kleiden!) Nebenan die dunkelgrüne Eleganz eines arabischen Großtransporters.

Auf und unter, neben und in den Flugzeugen die Mechaniker der NIGERIA AIRWAYS. Wir bleiben auf unseren Bänken, gleich geht's weiter.

Nach einer Stunde auch für uns Start. Zwei Stunden und vierzig Minuten bis Luanda werden uns geweissagt, und das in elftausenddreihundert Meter Höhe. In eine Wolldecke gehüllt, lehne ich mich in den Sitz zurück. Ich erwache auf der südlichen Halbkugel.

Kein fliegender Drache, der die Äquatortaufe zelebrierte (Pappflügel auf den Rücken der Stewardessen hätten durchaus genügt), kein Sektkorkenknall. Mein Nachbar will ein Aufjaulen der Triebwerke beim Überfliegen des Äquators gehört haben ...

Nur Präzision, nur Sachlichkeit - so steuert die Besatzung unser Blechgehäuse nach Luanda.

Schon im Sinkflug. Ich erkenne Cabinda, den Kongo und bald auch die ersten Häuser von Luanda.

Landung um fünfzehn Uhr zwei. Vor zwölf Stunden und siebenundvierzig Minuten hatte sich das Fahrwerk unserer IL-62 von der Betonpiste in Schönefeld gelöst. Neuntausend

Kilometer von Berlin entfernt stehen wir ein wenig hilflos auf dem Flugfeld herum, man versucht ein Lächeln, tritt von einem Bein auf das andere und schwitzt.

*Vamos ver* - wir werden sehen, das ist das erste, was ich höre. Ein junger Mann mit Menjoubärtchen tritt an mich heran.

„Grüß dich, ich bin Paul, der Basisleiter in Uige.“

(Immer stören mich diese Menjoubärte. Warum eigentlich? Mir gefällt, wie er zufasst.)

Fahrt durch die Stadt zu Ilha, zur Insel.

Hohe, moderne Häuser. Breite Straßen, irgendwo auf einem weiten Platz ein Schützenpanzerwagen mit dem angolanischen Stern am hohen Sockel. Eine Markthalle.

Die Freude über den Sieg ist von den Häuserwänden abzulesen. An Kirchen und Hotels, an den Fassaden der Geschäftsstraßen, die wir durchfahren, und an den Mauern der schmalen Seitengasse in kräftigen Ölfarben: VIVA MPLA, VIVA AGOSTINHO NETO, VIVA FAPLA.

Kinder, die uns winken, und Berge, ja Berge von verschrotteten Autos. Müllhaufen an den Straßenrändern und blitzblanke Szuzuki-Motorräder, auf denen junge Burschen an uns vorbeijagen.

Schwarze Haut und krauses Haar überall. Wie sollte es auch anders sein!

Die Ilha. Durch einen Straßendamm ist sie mit der Stadt verbunden, schließt die Bucht zum natürlichen Hafenbecken. Sieben Kilometer lang, erklärt man uns, zwischen hundert und fünfhundert Meter breit.

Übernachtung im Seglerheim, einem ehemaligen portugiesischen Jachtclub. In der Nachbarschaft das beste Ausländerhotel der Stadt, Hotel PANORAMA.

Im Hof des Seglerheims wie Schnittholz gestapelte Jollen. In der Bucht zum Hafen hin die Leiche einer Hochseejacht. Auf dem Vorplatz der Slipanlage verstreute Akten, Karteikarten der ehemaligen Klubmitglieder. Junge Leute lächeln mich von Passbildern an. Ich stochere im Papierberg, nur hellhäutige Gesichter, kein Krauskopf dabei.

Vor dem Balkon meines Zimmers der OCEANO ATLANTICO, im Rücken der Überseehafen von Luanda.

Erster Spaziergang am Strand. Eine Fischerfamilie.

Die Männer sind dabei, einen eben gefangenen Hai zu zerlegen. Sie nicken mir freundlich

zu, und ich hocke mich zu ihnen in den Sand. Sie lächeln, als ich vorsichtig mit den Fingerspitzen die Zähne des Fisches berühre. Als das Größte geschafft ist, setzen sie sich auf den Rand des im Sand liegenden Einbaumes und rauchen. Sie reden, und die Melodie ihrer Sprache gefällt mir.

Paul am Abend zu mir: Die Fischer gehören zu den AXILUANDA, einer ethnischen Gruppe, die hier auf der Insel vor der Stadt ein mit den Traditionen sehr eng verbundenes Leben führen. Der Name der Stadt Luanda wurde von ihrem Namen Axiluanda, was in Kimbundo so viel wie Netzwerfer heißt, abgeleitet.

Abendessen im CACULA, Fisch und Reis und drei Glas Bier.

Im Seglerheim macht der Doppelkorn die Runde. Nach der dritten Lage ziehe ich mich zurück.

Blättere in meinen Aufzeichnungen, Zetteln und Notizbüchern. Am 13. Juli 1937 berichtete der Konsul des faschistischen Deutschlands aus Luanda an das Auswärtige Amt in Berlin: *Dank den gemeinsamen Interessen, die Deutschland und Portugal in der Entwicklung eines neuen Gesellschaftsideals und in der Bekämpfung des Kommunismus haben, ist es mir möglich geworden, in der Frage der kommunistischen Betätigung engere Fühlung mit den hiesigen höchsten maßgebenden Stellen zu finden ...*

Und der deutsche Konsul lobte die scharfe Aufmerksamkeit, die die portugiesischen Behörden der kommunistischen Gefahr in diesem Teil Afrikas schenkten, und äußerte sich anerkennend über den schnellen Zugriff der Polizei.

Fast auf den Tag genau, vierzig Jahre nach diesem Bericht des deutschen Konsuls, waren wieder Leute deutscher Zunge in Luanda.

Die da kamen, trugen das blaue Hemd und hatten Werkzeugkästen in den Händen. Vom ersten Tag an waren sie den Angolanern *companheiros*.

Wir sind die Ablösung dieser Männer im Blauhemd, und das ist mein erster Abend unter afrikanischem Himmel. Ich gehe hinaus.

Natürlich suche ich das Kreuz des Südens. Ich habe es nicht gefunden.

Ich zerfließe auf meinem Laken, und alle Moskitos des südlichen Afrikas scheinen sich bei mir versammelt zu haben.

Das Wissen, Chlorochin zur Malariaprophylaxe genommen zu haben, hält meinen Unmut in Grenzen.

Nach Mitternacht dann doch an die Luft auf den Balkon. Verschwitzt und zerstoichen finden wir uns zusammen, Moses aus Merseburg, Lutz aus Greiz, Ossy aus Leuna, Jürgen aus Neubrandenburg. Durch die Bank Kfz-Schlosser, Spezialisten mit Schweißerpas.

Wir schwatzen und rauchen, und jemand sagt, von dort, von dort sind wir gekommen, und zeigt mit einer unsicheren Bewegung nach Norden.

# 28. September

Ein Tag bleibt uns für Luanda.

Von der Ilha her erkennt man es gut: Die Stadt ist in zwei Stockwerken angelegt. Die niedere Etage um die Bucht herum, mit dem Fort im Süden, dem Gebäude der Nationalbank, dem der Volksbank (ein Riese unter den Häusern, der auf seinem Haupt die Buchstaben BPA - Banco Populär de Angola - wie eine Krone trägt) und dem alles überragenden Glas-Beton-Klotz des Hotels PRESIDENTE. Nicht weit davon der Hafen.

Der kühne Schwung der Bucht vom Fort zum Überseehafen. Ausgezirkelt die Uferstraße, die Marginal, mit den Königspalmen. Das ist sie, die CIDADE BAIXA, die untere Stadt. Hier mögen wohl auch die ersten Häuser gestanden haben, als Luanda 1575 mit dem Namen Sao Paulo de Assuncao de Luanda gegründet wurde. Der natürliche Hafen und die zentrale Lage zu den beiden Königreichen Angola und Kongo mögen für die Wahl des Platzes ausschlaggebend gewesen sein.

Wir klettern mit dem Auto in die obere Stadt. Die CIDADE ALTA, eine Mischung aus mehrstöckigen Wohnhäusern und modernen Bürobauten, Hotels. Betonfassaden, und doch nicht eintönig. Villen, umgeben von üppigen Gärten. Ein Botschaftsviertel mit Blick zum Hafen. Ganz in der Nähe qualmt eine Müllkippe.

Breite Straßen führen zum Flugplatz, zu den Industriezentren Viana und Mulemba.

Unter zehn Autos entdecke ich nicht zwei gleichen Typs. Alle Fahrzeugmarken der Welt scheinen versammelt.

Auf Spruchbändern, an Säulen und Portalen - Losungen:

A LUTA CONTINUA - A VITÓRIA É CERTA

Der Kampf geht weiter, der Sieg ist gewiss

PRODUZIR PARA RESISTIR

Produzieren, um zu widerstehen

TRABALHADORES ANGOLANOS, UNI – VOS

Werk tätige Angolas, vereint Euch!

DE CABINDA AO CUNENE UM SÓ POVO UMA SÓ NACÁO

Von Cabinda bis Cunene, ein Volk, eine Nation

Die überladenen Busse des Stadtverkehrs gehen mit beängstigender Krennung in die Kurven. Wenn eine Scheibe fehlt, ist es üblich, durch das Fenster ein- oder auszusteigen. An den Haltestellen die Wartenden diszipliniert in Reihen.

Shiguli-Taxis. Wer dran ist, steigt ein. Wer es sehr eilig hat, darf nach vorn. Kein Zank, kein Gekreisch um den Vorrang.

Auf dem Bürgersteig das ungewohnte Bild verkrüppelter Menschen, Kinder vor allem, Halbwüchsige. Sie bewegen sich auf Brettern, an denen Kinderwagenräder befestigt sind. Andere schleifen, Polster an den Ellenbogen, flach auf dem Boden die Beine wie Fremdkörper hinter sich her.

Die Kinderlähmung gehört hier zu den noch stark verbreiteten Krankheiten.

Bis zur Erringung der Unabhängigkeit 1975 gab es im Lande für sechs Millionen Einwohner nur vierhundertfünfzig Ärzte. Wer in der Stadt wohnte und bezahlen konnte, wurde behandelt.

In der oberen Stadt: Skelette halb fertiger Hochhäuser ragen in den Himmel. Als die Portugiesen im Herbst 1975 das Land verließen, haben sie nicht nur auf der Uferstraße Fahrzeuge, die sie nicht mit dem Schiff außer Landes bringen konnten, gegen die Königspalmen gesetzt, sie nahmen auch die Bauunterlagen für die begonnenen Häuserriesen an sich.

Nun gehen Regen und Sonne über die Gerippe. Experten aus der DDR und Kuba sind dabei, die Statik dieser Kolosse neu durchzurechnen, irgendwann muss weitergebaut werden.

Und wieder die Müllhaufen. Aufgerissene Fußwege vor vernagelten Schaufenstern. Ein großer Teil der Geschäfte ist geschlossen.

Hier geht der Winter gerade zu Ende, sagt man mir, Frühling also. Vormittags um zehn zeigt das Thermometer siebenundzwanzig Grad im Schatten. -

In Seitenstraßen Einfamilienhäuser. Auf den Balkons hängt Wäsche, und in den Vorgärten wirbeln Kinder umher. Frauen schwatzen, auf dem Bürgersteig sitzend.

Wir fahren in die Vorstadt, in die *musseques*, in die Slums.

In der Stadt wohnt eine Million Menschen, mehr als ein Drittel davon in den Vorstädten. Die ersten Siedler in diesen Vierteln waren entlassene oder geflüchtete Sklaven. (1836 wurde zwar der Sklavenhandel in Angola verboten und 1869 die Aufhebung der Sklaverei und die Freilassung der Sklaven im Lande verfügt, aber 1948 entdeckte man im Osten Angolas, auf dem Planalto, noch antike Formen der Sklaverei.)

Hoch thronen wir auf den Sitzbänken unseres Lastwagens, der sich langsam durch die unbefestigten, aschroten Gassen zwängt.

Ich möchte alles sehen, und doch möchte ich mich vor Scham verkriechen.

Wir besichtigen das Elend. Die Hellhäutigen gehen mit Distanz unter das Volk.

Die Jungen übertreffen sich im Eifer, alles zu fotografieren. Die winzigen Höfe mit den am Feuer sitzenden, Pfeife rauchenden Frauen; Schweine, die im Abfallhaufen wühlen, und darüber die Pepsi-Reklame; das Mädchen mit dem straffen, unbedeckten Busen über dem Wassereimer und die Fische, die auf den rostigen Wellblechdächern trocknen.

Besonders Gierige trommeln ärgerlich auf das Dach des Fahrerhauses, wenn es zu schnell weitergeht.

Die Angolaner lächeln - unverbindlich. Die Kinder klatschen und jubeln. (Wann kommt hier schon mal ein solch großes Auto vorbei?)

Manchmal ist ein altes Gesicht zu sehen. Die Alten schauen an uns vorbei.

Es ist schlimm. Beides. Die Hütten aus Blechabfällen und Lehm, der Gestank und die Fotografen auf dem safarigelben W 50.

Deutlich für jeden: Netos Revolution ist für die Leute der Wellblech- und Kanisterstadt die einzige Chance. Auch wenn es noch dauern wird.

Es gibt auf dem Auto Stimmen, die von mangelhaft entwickelter Zivilisation aus Unvermögen der Slumbewohner sprechen.

Fähigkeiten, politische Zusammenhänge herzustellen, werden sichtbar. Politisches Denken in der Konfrontation mit der Wirklichkeit muss trainiert werden.

Bisher haben unsere Jungen vor allem in Sonneberg, Halle oder Gera geübt, jetzt werden die Dimensionen ein wenig größer. Die Kontraste scheinen unvereinbar. Der qualmende Abfallkübel und daneben ein Halbwüchsiger mit einem japanischen Kofferradio. Das mit Ausschlag übersäte kleine Kind auf dem Arm der hell gekleideten Mutter. Eine zur Straße hin offene Schneiderwerkstatt, vor der Kinder spielen, deren Blöße kaum bedeckt ist. Die altersschiefe Lehmkate, vor der ein Soldat sitzt, das amerikanische Schnellfeuergewehr auf den Knien. Wir rollen an ihm vorbei, und er spuckt uns an die Reifen.

Seit dem 11. November 1975, dem Tag der Proklamation der Unabhängigkeit, sind über zweidreiviertel Jahre vergangen. Vierunddreißig Monate Freiheit stehen gegen Zustände nach fünf Jahrhunderten Portugiesenherrschaft.

Es ist still auf dem Auto während der Rückfahrt durch die Stadt.

Dieser Vormittag rüttelte uns näher zusammen.

Am Nachmittag ein erstes ausführliches Gespräch im Versammlungsraum der DDR-

Botschaft. Erfrischungsgetränke werden gereicht. Freundlichkeit. Fragen und Antworten zur Arbeit. Über Land und Leute wird geredet.

Der „Leitarzt“ für unsere Basen hier im Land erhebt die Stimme. Er spricht ausführlich über den Jahrestag der DDR, der sich in dreizehn Monaten ereignen wird. Kurz auch zur Hygiene in den Tropen.

Uns Neulingen empfiehlt er eine zusätzliche Impfung. Zwei Stunden später stehen wir in seinem Behandlungszimmer. Fünf Männer fasst der Raum. Er heißt uns in einer Reihe aufstellen. Wir lassen unsere Hosen bis in Kniehöhe herunter. Hintern raus. Die Stellung ist ziemlich unbequem. (Jetzt fällt mir ein: In ungefähr dieser Pose wurde ich irgendwann in den fünfziger Jahren auf Haben oder Nichthaben von Hämorrhoiden untersucht.)

Zack, zack, zack, zack, zack. Fertig. Die nächsten fünf! Bitte! Und keiner muckt auf.

# 30. September

Viertel nach zehn Abfahrt vom Hotel in Richtung Uige. Vor uns etwa dreihundert Kilometer. Wir werden von einem Kommando der angolischen Volksarmee, der FORCAS \_ ARMADAS POPULARES PARA A LIBERTACAO DE ANGOLA, der FAPLA, begleitet. Ihr LKW fährt voraus. In unserem Bus nehmen hinter dem Fahrer drei Soldaten und vier auf der hintersten Sitzbank Platz. Heitere Burschen, die kräftig zulangen, als die Raucher ihre erste Runde eröffnen.

Die Wellblechdächer der Vorstadt treten zurück. Baumwollfelder bis zum Horizont. Eine Straßensperre. Unsere Marschpapiere werden geprüft. Der Soldat, der mich um eine Zigarette bittet, trägt sein Gewehr an einem Draht über der Schulter.

Graues Land. Der Frühling ist noch sehr jung.

Schnurgerade wurde das Asphaltband in die Sukkulentensavanne gerollt.

Schachtelstämmige Kakteen heben ihr fleischiges Geäst, Armen jüdischer Leuchter gleich, in den Himmel. Haushohe Wächter im flachen Dorngrasland.

Ein Affenbrotbaum tritt uns in den Weg.

Baobab - der Riese, der Urvater unter den Bäumen. Die Straße weicht ihm aus. Ich staune. Wir halten an. Acht Männer breiten ihre Arme aus. Acht mal zwei Hände legen sich auf die graue Haut des Stammes. Erst als der neunte hinzukommt, berühren sich unsere Fingerspitzen. Ich schaue in das kräftige, knorrige Geäst und lausche. Noch verstehe ich nicht die Sprache des Baumes, aber ich ahne etwas von dieser neuen geheimnisvollen Welt, in der alle Dinge Wesen sind, in der solch ein Baum von Geistern bewohnt wird und selbst das Gras Bedeutendes erzählen kann.

*Camarada* Mavinga, unser Busfahrer, legt mir eine der felligen Früchte dieser Riesen in die Hände. Rehbraun, Form und Größe die eines Rugbyballes.

Wir brechen sie auf. Cremefarbenes korkiges Mark unter der harten Schale. Es schmeckt säuerlich.

\*\*\* Ende der Demo-Version, siehe auch

<http://www.ddrautoren.de/Leskien/Ondjango/ondjango.htm> \*\*\*

# Jürgen Leskien



19.10.1939 in Berlin-Friedrichshain geboren.

Ausbildung und Arbeit als Motorenschlosser. Ab 1959 Offizier, Flugzeugführer/Navigator der Luftstreitkräfte der DDR. Ingenieur für zivile Flugsicherung, 1972 Entlassung aus der Armee.

Ab 1972 Studium der Theaterwissenschaften an der Theaterhochschule Leipzig, Arbeiten über Heinrich von Kleist, 1977 Diplom.

Dramaturg beim Fernsehen der DDR in Berlin. Seit 1978 freiberuflich tätig.

1978/79, 1981, 1982 Arbeit als Kfz-Schlosser im Rahmen der Entwicklungshilfe der DDR in Angola.

1983/84, 1988/89 Arbeit im UNHCR Flüchtlingscamp für namibische Flüchtlinge (Kwanza Sul in Angola) und im „ANC Entwicklungs- und Ausbildungscamp Dakawa (Tansania) / Mazimbu“.

Die Berührung mit AFRIKA wird prägend für die schriftstellerische und publizistische Arbeit.

März 1990 bis Oktober 1990 Mitglied der Volkskammer der DDR.

Mitarbeit u. a. im "Ausschuss für Entwicklungspolitik". Als Parlamentarier offizieller Namibiabesuch, Rückführung der in der DDR lebenden namibischen Flüchtlingskinder.

1991 Teilnahme an der Afrikanischen Buchmesse in Harare / Simbabwe.

1994 / 1995 Mitinitiator der Spendenaktion "Fischkutter für Angola", 1995 als Maschinenassistent an Bord, Überführung eines "DDR/Treuhand-Fischkutters" von Rostock nach Luanda.

Seit 1990 Arbeit in Namibia, u.a. Mitarbeit am Konversionsprojekt (ehemalige Basis der Südafrikanischen Luftwaffe, Projektleiter vor Ort) des Bremer Afrika Archivs und des Centre of Africa Studies (Universität Bremen) - "Ruacana Education with Production Centre" in Ruacana / Namibia.

Seit 2005 engagiert in der AFRI-LEO Foundation Namibia/Damaraland.

Bis 1992 Berlin-Prenzlauer Berg, seit 1993 Wohnsitz in Kleinbeuthen bei Berlin, wahlweise Namibia - Swakopmund, Damaraland, Farm Karos.

## **Bibliografie (Auswahl)**

**Shilumbu, was will er in Afrika?!** Erzählungen aus dem Camp, Verlag Neues Leben Berlin, 1988; Weltkreis-Verlag, Köln 1989

**Rote Elefanten und grüne Wolken für Till**, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1976

**Tobias sucht den Doppeldecker**, Der Kinderbuchverlag Berlin 1979

**Ondjango – Ein angolantisches Tagebuch**, Verlag Neues Leben, Berlin 1980

**Das Brot der Tropen**, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1982

**Georg**. Roman für Kinder und Erwachsene, Der Kinderbuchverlag, Berlin 1984

**Einsam in Südwest**. Tagebuchroman, Verlag Neues Leben, Berlin 1991

**Dunkler Schatten Waterberg**. Afrikanische Nachtgespräche, Schwartzkopff Buchwerke, Berlin 2004

**Kieloben. Die unglaubliche Geschichte einer Seefahrt**. Aus dem Logbuch eines Maschinenassistenten, Tagebuchroman, Die Furt, Jacobsdorf 2001

**Sturz aus den Wolken**, Verlag Neues Leben, Berlin 1972

**Namibia Postkolonialismen**. Texte zu Gegenwart und Vergangenheiten in Südwestafrika, Aisthesis Verlag, 2008

**Das Camp**, Szenarium für Spielfilm, DEFA Potsdam-Babelsberg 1986 (nicht produziert)

**Stunde der Wahrheit**, Fernsehfilm, Fernsehen der DDR 1988, ARD 1991

**Schreiben über das nahe Fremde**. Essay, LIT Verlag, Hamburg / Münster 1994

**Von Südwest nach Namibia**. Acht Hörbilder zur Wahlheimat Namibia, NBC (Namibia Broadcasting Corporation Windhoek) 1994

## **Literaturpreise**

Erich Weinert Literaturpreis 1978

Literaturpreis der Stadt Berlin (DDR) 1984

FDGB-Literaturpreis 1987

# **E-Books von Jürgen Leskien**

## **Das Brot der Tropen**

Jürgen Leskien erzählt von seinen Erlebnissen, Eindrücken, Begegnungen im fernen Afrika, in der Volksrepublik Angola, wo man so ganz anders lebt als in unseren Breitengraden. Doch nicht dieses Anderssein ist das Erzählenswerte an sich, sondern der Aufbruch eines Volkes aus dem Kolonialismus in ein menschenwürdigeres Dasein, in eine menschenfreundlichere Gesellschaft.

Diesen komplizierten Weg für junge Leser nachvollziehbar gestaltet zu haben ist das Verdienst des Autors. Es ist ihm gelungen, zwanzig Jahre in der Geschichte Angolas transparent zu machen. Von den Anfängen der Befreiungsbewegung bis zum aktiven Kampf gegen die portugiesischen Ausbeuter, von den ersten Tagen des befreiten Angola bis zum schweren Leben in den 1980er Jahren. Das schwierige Leben ist gekennzeichnet durch den Aufbau einer nationalen Wirtschaft, den entschlossenen Kampf gegen Unwissenheit und die schonungslose Abwehr konterrevolutionärer Banden.

## **Shilumbu, was will er in Afrika?!**

Im fernen afrikanischen Busch müssen Hunderte Frauen ohne Männer leben. Kann der Shilumbu, wie sie Leute weißer Haut in ihrer Heimat, dem Ovamboland, nennen, Freund werden, Geliebter, Bruder?

Wieder war Jürgen Leskien im südlichen Afrika. Im großen Camp an den Hängen der Mpingana-Berge, sieben Autostunden von Luanda entfernt, hat er unter den Frauen gelebt und gearbeitet, und es bewegt ihn mehr als anderes die Frage: Shilumbu, was will er in Afrika! Der Autor fügt Biografisches, Fiktives und Dokumentarisches zu einer Collage, und es ist ein Buch von eigenwilligem poetischem Reiz entstanden.

## **Rote Elefanten und grüne Wolken für Till**

Till ist allein auf der Ferieninsel geblieben, der Vater musste plötzlich nach Afrika fliegen. Der Junge ist traurig, was soll er mit diesem Tag beginnen ... Er wird in die Berge wandern und die Wunderblume für den Vater suchen, die ihm ein langes Leben geben soll. Solch ein Wanderweg ist beschwerlich, viel gibt es zu beobachten: Fischer im Hafen, Arbeiter an der Dieselramme und Fräulein Wogenstein, die rote Elefanten und grüne Wolken zeichnet ...

## **Tobias sucht den Doppeldecker**

Ein Knattern und Fauchen lässt Tobias auf der Kletterkiefer aufhorchen. Ein Flugzeug mitten auf der Waldwiese? So etwas hat es noch nie gegeben. Tobias beobachtet, wie der Doppeldecker landet und drei Flieger aus der kleinen Maschine klettern. Er sieht, wie die Flieger eine Karte ausbreiten und ihre Kopfhäuben ablegen. Als sie sich abwenden und etwas zu erkunden scheinen, kann Tobias nicht widerstehen: Er stopft sich eine Kopfhäube

unter das Hemd und läuft hastig den Weg zurück ins Dorf. Doch Tobias kann sich an der Kopfhaube nicht erfreuen, so viel sie ihm auch von Flugzeugen, Wind und Wolken zu erzählen vermag, denn er weiß, sie wird gebraucht ...

## **Ondjango – Ein angolantisches Tagebuch**

ONDJANGO, die geräumige Gesprächshütte mit dem flachen, kegligen Dach - im Hochland Angolas ist sie ebenso zu finden wie in der Küstenebene. Sie steht inmitten der Kimbos, in ihr trifft sich nach Sonnenuntergang das Dorf.

Im ONDJANGO wird alles besprochen: der bevorstehende Brautkauf ebenso wie die Arbeit auf dem Feld, immer wieder lebt in den Unterhaltungen die Geschichte des Volkes auf, wird Lebensweisheit von Generation zu Generation weitergereicht, wird Zukunft befragt.

Was Jürgen Leskien während seiner dreivierteljährigen Arbeit in der Volksrepublik Angola erfahren hat, was er und seine Freunde erlebten, davon erzählt er in diesem Tagebuch. So subjektiv seine Aufzeichnungen auch sind - sie haben etwas eingefangen vom Denken und Fühlen, von der Geschichte und Gegenwart des angolantischen Volkes, wie es in der abendlichen Runde am Feuer des ONDJANGO zur Sprache kommt.

## **Georg**

Georg stellte das Rad hart auf das Pflaster zurück, das Vorderrad hüpfte. „Und du?“, fragte er und warf den Kopf ein wenig zurück. „Wie geht es dir, hast du eine neue Geschichte geschrieben?“ Er wusste, dass ich diese fordernde, vorlaute Art nicht mochte. Ich sah ihn an. Georg wurde unsicher ... „Es ist die Geschichte eines Jungen. Eines Jungen unserer Stadt. Ich glaube, sie ist ziemlich aufregend.“ „Also eine Abenteuergeschichte!“ „Es ist deine Geschichte, Georg!“ Georg wurde rot über beide Ohren. „Na, hör mal! Geht denn das?“ Er fuhr sich aufgeregt mit der Hand übers Gesicht. „Mit allem Drum und Dran?“ „So gut ich es konnte, in allem.“ „Und was werden die Leute von uns denken, von dir und von mir, wenn sie es lesen?“ ...

## **Einsam in Südwest**

Siedeln in Südwest, dem grauen Alltag entfliehen, einen neuen Anfang wagen, davon träumt Hermann Köppen, als er um die Wende zum 19. Jahrhundert Deutschland verlässt. Sesshaft geworden auf der Bahnstation Vogelgrund, in der kargen Steppenlandschaft Deutsch-Südwestafrikas, scheinen seine Träume in Erfüllung zu gehen. Er hat Elisa, die Hererofrau, an der Seite, kann stolz sein auf seine Kinder Anna und Markus, und er wird geachtet - von den Afrikanern und von den deutschen Siedlern. Mit den Jahren aber, fast unbemerkt, entgleiten ihm Tochter und Sohn. Die alte Heimat, das veränderte Europa, ruft. Hermann Köppen folgt diesem Ruf nicht. Anders die Jungen. Sie suchen, wie einst ihr Vater, ihren eigenen Weg, und nichts kann sie aufhalten. Das Unheil nimmt seinen Lauf. Der Eisenbahner Hermann Köppen, Beamter an der Strecke Swakopmund - Windhuk, führte

sein Tagebuch von 1894 bis 1949.

## **Dunkler Schatten Waterberg**

Als „afrikanischer Stamm deutscher Zunge“ leben die Namibia-Deutschen in einem Land, das von ihren Großvätern vor mehr als hundert Jahren ungebeten betreten wurde. Ihr heutiges Leben vollzieht sich in einem kulturellem Umfeld, das von widersprüchlichen Traditionen und von der afrikanischen Variante eines Aufbruchs in die Moderne gezeichnet ist.

Jürgen Leskien hat sich auf die Suche nach dem Erbe dieser vergessenen Geschichte gemacht und ist auf bewegende Geschichten von einstigen deutschen Aussiedlern in Namibia gestoßen. Als Ausgangspunkt des Erzählens wird dabei immer wieder auf die Niederschlagung des Herero-Aufstandes am Waterberg, den grausamen Feldzug der deutschen Schutztruppen gegen das Volk der Hereros im Jahre 1904, Bezug genommen.

## **Kieloben. Die unglaubliche Geschichte einer Seefahrt**

Intoleranz, Rassismus made in GDR so direkt zu erleben, damit hatte Joe Laska, als Journalist, als Maschinenassistent der letzte Mann an Bord, nicht gerechnet. Eigentlich wollte er nur mit einem Geschenk, einem Kutter zum Fischen, nach Angola zurückkehren. Was ihm an Bord in der Hitze des Maschinenraumes, in der bedrückenden Enge von Kombüse und Kammer widerfährt, beschwört Visionen der Angst herauf, lässt sein „grünes Land“, wie er die DDR nennt, zum zweiten Mal untergehen. Als sich dann dubiose Militärs des Schiffes bemächtigen, ist Laska plötzlich verschwunden.

Wurde er aus dem Weg geräumt, ist er mit seiner schönen Mulattin vor den Männern des Generals geflohen? Sergeant Fernandes will es herausfinden und kommt dabei zu Tode.

## **Sturz aus den Wolken**

Diesen Sommerabend wird der Jagdflieger Lindner sobald nicht vergessen. Als er von seiner Freundin Inge zurückkommt, erwartet ihn sein Vorgesetzter.

Nun weiß er wieder: Er hatte Befehl, die Wohnung während des Bereitschaftsdienstes nicht zu verlassen. Aber da war der beunruhigende Anruf, da war die Sorge um Inge, die verunglückt sein sollte, und er war ohne Zögern zu ihr gefahren. Lindner begreift an diesem Abend, dass er nicht nur Inges Vertrauen aufs Spiel gesetzt hat. Er schweigt, aber es fällt ihm schwer, mit einer Lüge zu leben. Als er endlich redet, ist es fast zu spät.